Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 57 (1977-1978)
Heft: 4

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

VON UND ÜBER HESSE

Das Hesse-Jahr 1977 steht im Zeichen eines weltumspannenden Erfolgs des Dichters. Von Frühwerken wie «Unterm Rad», das 1906 erschienen ist, wurden vom Juli 1975 bis zum Februar 1976 in Deutschland über vierzehntausend Exemplare verkauft, in den USA zählt man bis heute über elf Millionen verkaufter Hesse-Titel, in Japan gar zwölf Millionen. Die weltweite Wirkung Hesses ist gegen anhaltende kritische Einwände zustandegekommen. Bis heute nämlich stösst sich die literarische Kritik an Eigenschaften dieses Werks, die es aus ästhetischen Gründen anfechtbar machen, zeitverhaftet scheinen oder doch – wie Hesse selber in der «Nürnberger Reise» sagt – «problematisch und unsicher». Anderseits ist es gerade das bekenntnishafte Ausgesetztsein, das Hesses Werk in wiederholten Schüben zu immer neuer Wirkung gebracht hat. Junge Menschen, verstrickt in die Nöte und Zweifel ihrer Entwicklung, erfahren den Dichter als verständnisvollen Freund. Es ist nachgewiesen worden, dass Hesse ein Dichter der Krisen auch in dem Sinne ist, dass seine Leserschaft besonders in schwerer Zeit, in den Weltkriegen und den Jahren, die unmittelbar darauf folgten, deutlich ansteigt.

An seinem hundertsten Geburtstag jedenfalls ist die Auseinandersetzung mit ihm noch in vollem Gang. Man muss ihn deshalb zur literarischen Gegenwart zählen: mit seinem Werk greift er in aktuelle Bewegungen und Strömungen ein, zum Beispiel in die Drogenszene im Amerika der sechziger Jahre, in den Protest gegen den Vietnamkrieg, dann wieder in Deutschland, wo ihn die protestierende Studentenjugend vor 1970 noch als Spätromantiker, als einen Dichter der Innerlichkeit, der Naturanbetung und des Irrationalismus abgelehnt hatte. Der «neuen Innerlichkeit», die sich jetzt etwas überraschend eingestellt hat, dient er als Wegbereiter. Natürlich kann man im Zusammenhang mit all diesen Ablehnungen und Verherrlichungen von Missverständnissen reden. Die Universitätsprofessoren, die sich Mitte April in Marbach zu einem Hesse-Symposion zusammenfanden, sprachen von den Fehlleistungen und Missverständnissen der Kritik; Franz Baumer wirft der Kritik gar Böswilligkeit vor in seinem Beitrag über die Hesse-Rezeption in Deutschland[1].

Nur, was eigentlich soll das heissen? Ein literarisches Werk, das noch immer in Anspruch genommen wird von den sich ablösenden geistigen und künstlerischen Moden, von dem eben, was sich als Aktualität begreift, kann gar noch nicht so gründlich und endgültig ausgemessen sein, dass sich eine orthodoxe Interpretation darauf gründen könnte. Man sollte in diesem Fall nicht so tun, als ob die «richtige» Deutung und Wertung feststünden und also «Fehlurteile» klar zu erkennen wären. Dieser Zustand stellt sich erst ein, wenn ein Werk endgültig in die Geschichte

eingegangen ist, womit nicht behauptet werden soll, es gebe von daher keine Wirkungen in die Zeit. Was Hesses Schaffen betrifft, so ist mit Sicherheit nur zu sagen, dass es eine erstaunliche und eigentlich beispiellose Lebendigkeit erweist; über alle Sprach- und Landesgrenzen hinweg erreicht es Menschen in der ganzen Welt, deren Interesse aus den verschiedensten Gründen geweckt werden kann. Berühmt ist in dieser Hinsicht die Aufforderung von Timothy Leary an seine Rauschgift-Jünger geworden, sie möchten vor ihrer LSD-Sitzung «Siddhartha» und den «Steppenwolf» lesen. Seitdem, meint Baumer, sei Hesse zum Guru der Hasch-Generation und damit auch zum Gegenstand bedeutender Missverständnisse geworden. Aber dass dergleichen überhaupt möglich war und – wie die Verkaufszahlen, die psychedelischen Plakate mit Hesse-Zitaten, die Comics und das «Steppenwolf-Theater» in Berkeley zeigen – tiefgreifende Wirkungen zeitigte, ist genau so wahr wie der Nobelpreis und die lange Liste der Übersetzungen ins Japanische, Koreanische und Chinesische.

*

Es scheint mir einigermassen charakteristisch, dass die *Jubiläumsausgabe*, die in acht hübschen kleinen Bänden die «wichtigsten Romane und Grossen Erzählungen» enthält, in Klein-Oktav, leicht flexibel und in farbigem Büttenleinband erscheint: acht Büchlein für den Liebhaber, Lebensbegleiter für empfindsame Jünglinge und Mädchen[2]. Weder Thomas Mann noch etwa Max Frisch könnte man sich so leicht in diesem Gewand vorstellen. Warum der Verlag indessen ausgerechnet «Knulp» und «Die Morgenlandfahrt» wegliess, dagegen die Reiseskizzen «Wanderung» aufnahm, ist nicht recht einzusehen. Aber sicher ist, dass er mit den schmukken kleinen Bänden die alte Form des Liebhaberbuches getroffen hat. Ob die grau-blau marmorierten Einbände und die zierlichen Titelschildchen mit Golddruck äussere Zeichen der «Kanonisierung» Hermann Hesses seien, bleibe dahingestellt. Man weiss, dass der Dichter selber ein Buchliebhaber war; er hätte der äusseren Gestaltung der Jubiläumsausgabe zweifellos beglückt zugestimmt.

Hesse im Bild – auch dafür sorgen in diesem Jubiläumsjahr gewichtige Publikationen. Einmal möchte ich hier den Katalog der Marbacher Ausstellung, «*Hermann Hesse, 1877–1977, Stationen seines Lebens, des Werkes und seiner Wirkung*», nachdrücklich erwähnen. Zwar überwiegen darin die Texte und Kommentare zu den Exponaten, von denen jedoch viele reproduziert sind[3]. Und dann natürlich gehört hierher der Bildband «*Hermann Hesse, eine Chronik in Bildern*», zu der Bernhard Zeller die Einführung geschrieben hat[4]. Es gibt diesen Band schon seit 1960; jetzt ist er in erweiterter Auflage neu zugänglich. Da Hesses gesamtes Werk vom Biographischen nicht zu trennen ist, die Stationen und Krisen seines Lebens vielmehr in den Werken ihren Niederschlag gefunden haben, ist es höchst erwünscht, diese Stationen auch in einer Bilddokumentation greifbar zu haben. Man sieht ihn mit den Eltern, sieht die äusseren Stationen seines Lebens, den Freundeskreis, die Frauen. Ein erweitertes Familienalbum könnte man das Buch nennen, dessen Bildteil durch Zitate aus Briefen und Werken kommentiert ist.

Vor Jahren erschien eine Bilderchronik über Rainer Maria Rilke, eine Sammlung von Photographien, die den auf Erden wandelnden Genius in seiner meist aristokratischen Umgebung zeigten. Dem Irdischen um eine Spanne entrückt, deutlich selbst da, wo ihn der Staat in Uniform zwingt und propagandistische Kriegsdienste von ihm verlangt. Ich muss an diese Rilke-Bilder denken, weil sie so ganz anders sind als das, was von Hermann Hesses Erdenweg in Momentaufnahmen und zuletzt in Künstlerphotographien zeugt. Auch er ein Aussenseiter, aber anders, gewissermassen bescheidener, ohne den leisesten Anflug von Inszenierung. Er blickt in die Linse, prüfend und kritisch. Und wenn man ihn, zum Beispiel gemeinsam mit Othmar Schoeck in Italien, auf der Landstrasse wandern sieht, so denkt man sich den zügigen und schwungvollen Schritt der Freunde hinzu. Es geht da um einiges irdischer zu als bei Rilke.

*

Eine prachtvolle Sonderausgabe der Erzählung «*Klingsors letzter Sommer*» muss in diesem Zusammenhang besonders hervorgehoben werden[5]. Sie ist illustriert mit acht Aquarellen Hermann Hesses aus dem Klingsor-Jahr 1919, und zusätzlich sind die in den Text eingefügten, originalgrossen Malereien dem Band als lose Blätter noch einmal beigefügt, so dass sie der Liebhaber herausnehmen und gerahmt an die Wand hängen kann. Das Buch ist dem Malerfreund Hesses, Louis Moilliet, gewidmet, der im «Klingsor» als «Louis der Grausame» eine wichtige Rolle spielt. Die Erzählung entstand unmittelbar nach dem Krieg, als Hesse «einen Strich unter seine frühere Existenz» machte, in der Casa Camuzzi in Montagnola Einzug hielt und die reife Schönheit des sommerlichen Tessins auch als Maler festzuhalten versuchte. Aus der Arbeit für die deutsche Kriegsgefangenenfürsorge entlassen, häuslichen Schwierigkeiten und Krisen entrückt, erlebte der Dichter dieses erste Nachkriegsjahr auch als Neubeginn europäischer Geistigkeit. «Die Krankheit scheint vorüber zu sein, ich bin nicht gestorben. Also nochmals dreht sich die Erde und Sonne für mich, noch heut und noch lange spiegelt sich Blau und Wolke, See und Wald in meinem lebendigen Blick, nochmals gehört mir die Welt, nochmals spielt sie auf meinem Herzen ihre vielstimmige Zaubermusik.» Die Sätze aus einem Tagebuch des Jahres 1920 geben die Stimmung wieder, aus der heraus «Klingsors letzter Sommer» entstanden ist. Brecht hat die Novelle sehr schön gefunden. Es sei einer darin, der am Schluss nur noch roten Wein trinke und verkomme und die Jahreszeiten anschaue und den Mond aufgehen lasse, das sei seine Beschäftigung. Nach all den Erschütterungen und bösen Zwängen des Krieges ein langer, sommerlicher Atemzug.

Heiner Hesse berichtet in einem kurzen Nachwort zur Ausgabe mit den farbig wiedergegebenen Aquarellen von dem Plan des Verlegers Samuel Fischer, eine bibliophile und illustrierte Ausgabe des «Klingsor» gesondert herauszubringen. Die Nachkriegskrise hat diesen Plan zerschlagen. Immer wieder ist er, von verschiedenen Initianten, aufgenommen worden, aber erst jetzt, ein halbes Jahrhundert nach der Entstehung der Erzählung, hat er durch den Verlag Orell Füssli insofern

Verwirklichung erfahren, als der Text mit acht Aquarellen des Klingsor-Sommers in einem prachtvollen Einband angeboten wird.

*

Ausstellungen, Symposien, Geburtstagsfeiern, Festreden und selbstverständlich entsprechende Sonderleistungen der Verlage markieren ein Jubiläumsjahr, das in diesem Fall mehr Bestätigung als Neubelebung ist. Die jugendlichen Leser, die der Dichter in aller Welt gefunden hat, mussten nicht durch einen besonderen Effort auf ihn aufmerksam gemacht werden. Sie haben ihn längst gefunden und zu ihrem Freund gemacht. Kein Zweifel, erst in unserer Zeit setzt die ernsthafte wissenschaftliche Erforschung von Hesses Schaffen ein. Briefausgaben ergänzen die Reihe der Neudrucke seiner Werke. Doch scheint er einstweilen und vielleicht noch für geraume Zeit nicht in erster Linie ein Objekt für Germanisten, sondern nach wie vor der ältere Bruder der Gepeinigten, Unsicheren, Problematischen. Es sind seine Botschaften, seine Bekenntnisse, die sie suchen. Er wird offenbar noch immer gebraucht.

Anton Krättli

[1] Hermann Hesses weltweite Wirkung. Internationale Rezeptionsgeschichte, herausgegeben von Martin Pfeifer. Suhrkamp Taschenbuch, Frankfurt am Main 1977. – [2] Hermann Hesse, Jubiläumsausgabe, Die Romane und die Grossen Erzählungen, acht Bände im Schmuckschuber, Klein-Oktav-Format, Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1977. – [3] Hermann Hesse, Stationen seines Lebens, des Werkes und seiner Wirkung, als Katalog einer Sonderausstellung des Schiller-Nationalmuseums, herausgegeben von Friedrich Pfäfflin, Albrecht Bergold, Viktoria Fuchs, Birgit Kramer, Ingrid Kussmaul, in Verbindung mit Bernhard Zeller. In Kommission bei Kösel-Verlag, München 1977. – [4] Hesse, eine Chronik in Bildern, bearbeitet und mit einer Einführung versehen von Bernhard Zeller. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1977. [5] Hermann Hesse, Klingsors letzter Sommer mit Aquarellen des Dichters aus jenem Sommer, Orell-Füssli-Verlag, Zürich 1977.

BEIM WIEDERLESEN

Paul Ilg (1875–1957), im 20. Todesjahr des Dichters zu dessen Erinnerung

Welch merkwürdiger Zufall, dass der schweizerische Romancier Paul Ilg seine späteren Jahre in einem Haus verbrachte, welches nicht lange zuvor der deutsche Dramatiker Carl Sternheim besessen hatte. 1925 bezog Ilg am Bodensee in Uttwil das kleine rote Gästehaus von Sternheims Villa, in welcher dieser 1918 gewohnt hatte. Themen «aus dem bürgerlichen Heldenleben» waren die Anliegen beider, und beider Aufzeichnungen dieses Heldenlebens lagen zur Uttwiler Zeit schon einige Jahre zurück. Beide haben die Mechanismen der Gesellschaft studiert und in ihren Werken satirisch jene gegeisselt,

welche mit Verrenkungen und Selbstpreisgabe ihre Klasse zu wechseln trachten. Der ruhelose Ilg wurde hier am See sesshaft, was ihm künstlerisch in keiner Weise bekam. Historisierende Romane wie «Das Mädchen der Bastille» (Zürich 1932) und «Die Passion der Margarete Peter» (Zürich 1949), die er da schrieb, hatten die analytische und angriffige Energie seiner früheren Prosa verloren.

Hier, in den ersten vierziger Jahren, geschah es auch, dass er aus seinen vier unterschiedlichen frühen Romanen «Lebensdrang» (1905), «Der Landstörtzer» (1909), «Die Brüder Moor» (1912) und «Das Menschlein Matthias» (1913)[1] eine einzige zusammenhängende Autobiographie herstellte. Die anfänglich zu Recht immer wieder anders benannten, weil anders beurteilten autobiographischen Helden wurden da alle zur Figur des Matthias Böhi, wie die Hauptgestalt im «Menschlein Matthias» heisst. Dieses Werk hatte 1913 Erfolg gehabt, weil man es gerührt als traurige Kindergeschichte lesen konnte. Erst recht populär aber wurde es durch die spätere Verfilmung. Nicht mehr wie früher stiess und drängte Ilg jetzt eine unerreichbare mächtige Bourgeoisie zum Schreiben. Er fand sich ab, rettete sich in Vergangenheiten und verlor den schöpferischen Impuls.

Wie kaum ein anderer schweizerischer Schriftsteller der älteren Generationen hat dieser Autor die Klassengegensätze seines Landes erfahren, beobachtet und in seinen Romanen gezeigt. Und nur wenige haben hier je diese gesellschaftlichen Unterschiede in so vielen Varianten dargelegt wie er. Als unehelicher Sohn einer Bauerntochter aus dem thurgauischen Salenstein und als Verdingkind bei deren Schwester im Appenzellischen[2] hat er sich so früh den Blick für die eigene Zurücksetzung und für die Vorrechte der andern geschärft, dass er zunächst nur aus dieser einen Perspektive schrieb. Man geht kaum fehl mit der Behauptung, Ilgs Werke seien solange von Belang, als er in ihnen diese soziale Problematik austrägt. Schon der 1917 erschienene Roman «Der starke Mann[3]» tendiert zu einer pauschaleren und bekannteren Konfrontation, der Konfrontation zwischen den wohlhabenden Bauern und städtischen Grossbürgern. Dadurch allerdings, dass hier die preussische Mentalität damaliger schweizerischer Offiziere gebrandmarkt ist, erhält dieses Werk einen stark politischen und zeitgeschichtlichen Wert. Sprachlich und kompositorisch oft exzentrisch, enthält es doch grossartige und unvergessliche Einzelepisoden.

Die unverbindlich allgemeinen Natur- und Lebensbetrachtungen in Ilgs frühen und späten Gedichten[4] bestätigen die Annahme, dass der Stachel seiner künstlerischen Produktivität die Sozialanalyse war und dass er in der lyrischen Gattung, so wie er sie verstand, nichts ausrichten konnte.

Der Fliegerroman «Probus» (1922)[5] war Paul Ilgs letzte dichterische Leistung, welche Beachtung verdient. Den Stoff dazu lieferte die Biographie des Nationalhelden und Flugpioniers Oskar Bider, der 1919 auf dem Flugplatz Dübendorf abgestürzt ist. Jakob Bührer allerdings hatte in seiner Rezension in der «Neuen Zürcher Zeitung[6]» schon diesem Werk vorgeworfen, dass es zur Gattung der Unterhaltungsliteratur hinschiele, hatte ihm aber auch «Temperament, Geist und oft eine verblüffende Beherrschung der sprachlichen und stilistischen Mittel», eine «zuweilen auch...

eindringliche, ja berauschende Bildhaftigkeit» attestiert. – In Ilgs Sicht ist es die neureiche Schicht und deren arrogante Vermarktung jeder eigenwilligen und schöpferischen Regung, die Probus/Bider zu Fall bringt. Zu sehen, wie dieses so traditionell schweizerische Thema, die zermürbende Auseinandersetzung zwischen Ausbrecher und gesellschaftlicher Macht, langsam entwikkelt wird, lohnt die Lektüre des verschollenen Buches. Dass Stil und psychologische Ausdeutungen gelegentlich einem schon damals anachronistisch gewordenen Expressionismus verpflichtet sind, deutet die beginnende Provinzialisierung dieses Schriftstellers an. So war das Sich-zur-Ruhe-Setzen drei Jahre später im Uttwiler Idyll nur die biographische Konsequenz eines inneren Tatbestandes. Dora Gerber wirft ihm in ihrer klugen Dissertation von 1948[7] ein schiefes Verhältnis zum Bürger vor; mit dem Schreiben hätte er selber dessen geachtete Stellung auf andere Weise erreichen wollen. So gesehen, ist es folgerichtig, dass er künstlerisch stehenbleibt und dass ihm der Stoff ausgeht, sobald ihm zu Hause eine der bürgerlichen Heimat einigermassen entsprechende Integration ermöglicht wird. Auffälligerweise schwanken in seinen frühen Büchern die Porträts der dominanten angegrauten Herren zwischen Bewunderung und Ablehnung.

Lange aber, bis zum Ende des Ersten Weltkriegs etwa, gilt Paul Ilg bei schweizerischen und deutschen Kritikern als überaus fortschrittlicher Schriftsteller, der endlich zu einem in der schweizerischen Literatur seltenen Überregionalismus vorstosse. 1914 schreibt der Berliner Kritiker Kurt Münzer: «...Was sich da in Zürich abspielt, hat Gültigkeit auch für Stockholm und Paris. Der Wehruf seiner Schweizer Frauen findet Echo in deutschen und amerikanischen Herzen... Nennt man also Paul Ilg einen Schweizer Dichter, so darf man den Begriff nicht zu eng fassen... Ilg hat auch nicht die patriotische Geste so vieler Schweizer Dichter, die billige Publikumserfolge einheimsen, indem sie ihr schönes Land in bengalischen Apotheosen aufstrahlen lassen[8]...» Dieser Sprung weg vom abgeleierten Biedermeier gelang ihm dank seinem geschärften gegenwärtigen Blick für jede Art Gruppierung, welche den Einzelnen, Nicht-Dazugehörigen entweder von sich abhält oder ihn eine Weile aufsteigen lässt, um ihn dann um so rachsüchtiger zu verstossen.

Eduard Korrodi stellt Ilg in den «Schweizerischen Literaturbriefen[9]» von 1918 in die Reihe jener wenigen Dichter seines Landes, die ein falsch verstandenes Gottfried-Keller-Erbe, das zum reinen Gottfried-Keller-Epigonentum verkommen sei, von sich geworfen hätten. Und 1915 hat Meinrad Inglin, der nicht nur ein grosser Dichter, sondern auch ein begabter Kritiker war, in einem ausführlichen Artikel in der Sonntagsbeilage des «Berner Intelligenzblatts[10]» geschrieben: «...Paul Ilg steht als ein ganz Eigener da, an den man nicht zuerst denkt, wenn von Schweizerliteratur die Rede ist. Er lässt sich nicht einreihen in irgend eine Richtung oder Schule. Der Begriff Heimatkunst im gewöhnlichen Sinne ist eine spannweite Decke, mit der man heute fast die gesamte Schweizerliteratur mit wenigen Ausnahmen zudecken kann; Ilg ist eine Ausnahme, und wenn er auch vielleicht mit den Beinen oder den Händen unter dieser Decke steckt, den Kopf hat er frei. Sein Weg läuft also nicht auf der Linie Federer, Lienert,

Bosshard, Jegerlehner u. a.; höchstens berührt er sie da und dort einmal flüchtig, um dann sofort wieder abzuschwenken. Das macht: Ilg ist einer jener Künstler, bei dem Stoff und Form von innen kommen, als Ergebnis und Ausfluss des persönlichen Erlebnisses. Deshalb gewinnen seine Gestalten auch eine allgemein menschliche Bedeutung, die man in unserer heutigen Literatur nicht allzu oft antrifft. Sie sind nicht an die Scholle gebunden, nicht bewusst schweizerisch zugeschnitten, sondern erlebt und als Erlebnis gestaltet ... Ilgs, wie jedes echten Künstlers, grosses Erlebnis ist der Weg seines Lebens, der innere und äussere Kampf um Existenzberechtigung, um die soziale und geistige Stellung in der Gesellschaft ...»

Schon der erste Roman «Lebensdrang» stösst mitten hinein in eine damals aktuelle Problematik, in all die Fragwürdigkeiten des Spekulantenwesens, wie Ilg selber sie Ende des Jahrhunderts als Sekretär eines rücksichtslosen Häuser- und Grundstückmaklers in Zürich erlebt hat. Die Stadt, die sich in den Gründerjahren so entscheidend umschichtet, wird so beschrieben: «... Von einem Monat zum andern sah man neue Strassen entstehen, links der Sihl die einförmigen Proletarierhäuser, die sich alsbald mit einer aus allen Landen zusammengewürfelten Menschheit anfüllten, während die aussichtsreichen Gebiete des Zürichbergs mit billigen, geschmacklosen Villen übersät wurden[11].» Er selber alias Martin Link kommt aus einem «Quartier der niederen Lebenssorgen, von wo in Jahren eine kleine, kleine Zahl – einige durch Glücksfälle, andere durch Fleiss und Geschicklichkeit, die meisten jedoch durch rest- und rücksichtsloses Streben – nach vorn rückten in das grüne Viertel der Reichen[12]...». Links Chef ist ein kühner Neuling, der alle, vor allem die ältesten Handelsleute, überflügelt. Link lässt sich blenden, macht ein widerliches Karriere-Spiel mit, sieht zu und hilft sogar, wenn einem Bauern von Wipkingen sein Land viel zu billig abgeluchst und dieser so um seinen Lebenssinn, seine Arbeit und seine Identität gebracht wird. Die Frau des Chefs macht er zu seiner Geliebten, die Tochter will er heiraten. Er passt sich eine Weile an, wo er kann und gleicht trotz edlerer Regungen Christian Maske, dem Aufsteiger in Sternheims «Bürgerlichem Heldenleben».

Die Beurteilung dieser Verhaltensweisen steht vom Autor her in einem beirrenden Zwielicht: halb fasziniert ihn das wüste egoistische Sich-hinauf-Boxen, halb verachtet er es. Meistens aber ist es nicht ein moralischer Entscheid, welcher seine Helden dazu bewegt, davon abzulassen. Es ist vielmehr so, dass die soziale Umgebung, in die sie hineingeboren sind, sie, bis auf ganz wenige Ausnahmen, wieder heimholt. Letztlich haftet sie dem Einzelnen an wie etwas unveränderbar Biologisches. Und wer, selten genug, diese Biologie, diesen Klassenfatalismus, überwindet, dem gehört – unausgesprochen – Ilgs Bewunderung. Allen anderen, den ausbrechenden Helden und Frauen auch, für deren Problematik Ilg einen besonderen Blick entwickelt hat, schenkt er sein Mitleid. So wird etwa die Geliebte Links gezeigt, die ehemals hübsche Frau des Spekulanten, die, weil sie langsam in die Jahre kommt, von der Sozietät wie ausgeschieden wird. Älter werdende Frauen müssen, das sieht Ilg deutlich, die Erniedrigung eines gleichsam sozialen Abstiegs durchmachen. Ilg hat einen scharfen und quälerischen Blick für alle

Zukurzgekommenen; sobald aber einer von ihnen dieses Los ändern will, lässt er ihn – triumphierend und sadistisch fast – scheitern. Und das ergibt das Zwielicht seiner damals wichtigen Bücher: das starke soziale Empfinden und Engagement gepaart mit einer wohl durchschauten, aber für ihn unüberwindlichen Ideologie des Starken, des gesunden, frohen und reichen «Weltkinds».

Jost Vonwyler im «Landstörtzer» will – von Deutschland heimkehrend – die Achtung in seiner Heimat durch Dichten erreichen; sie wird ihm nicht gewährt, und er begeht Selbstmord. Für die beiden Gymnasiasten in «Die Brüder Moor» erweist sich das Herkommen als Lebensfalle. Theodor, ein Adoptivsohn reicher Eltern, hält die Spannungen, die sich aus dem Bewusstsein seiner ärmlichen Geburt ergeben, nicht aus und erschiesst sich, sobald er die wirkliche Mutter gefunden hat. Der hochintelligente Christian Knecht, das Abbild des Autors, versucht in die Front seiner reichen Mitschüler vorzustossen; all die Demütigungen und gesellschaftlichen Fehler, die er begeht, reiben ihn aber soweit auf, dass er die Mittelschule verlässt (wie das Paul Ilg in St. Gallen selber getan hat).

In kaum einem anderen Werk der Schweizer Literatur aber trifft der Leser eine solche Breite sozialer Varianten wie in der romanartigen Erzählung «Das Menschlein Matthias»: Da sind eine alleinstehende berufstätige Mutter und ihr unehelich geborenes Kind, Matthias, das sie in der Familie ihrer Schwester verdingen muss. Diese Bergbauernfamilie verzehrt sich in Sehnsucht nach dem Flachland, woher die Frau kommt. Der Vater lebt in der Stadt als Fabrikarbeiter und Wochenaufenthalter. Seine zurückgelassene Frau wird bösartig aus Frustration. Die Mutter, ihrer Arbeit mit Stoffmustern und ihres strengen Lebenswandels wegen das «Musterfräulein» genannt, nimmt den Sohn zu sich. In der kleinen Wohnung lebt er verlassen als Schlüsselkind. Bei Ilg, diesem ernsthaften Betrachter, ist es ja nie so, dass er wohltuend abbricht, wenn eine Sehnsucht des Helden, hier des Buben nach der Gegenwart der Mutter, erfüllt ist. Diese verstrickt sich vielmehr in immer ausweglosere Abhängigkeiten. Sie ist mit zwei Unternehmertypen konfrontiert: mit dem väterlichen Fabrikherr im alten, halbwegs noch feudalen Sinn und dem neuen räuberischen Profiteur, der im Betrieb «der Amerikaner» genannt wird. Dass die übrigen Mitarbeiter in der Stickerei sie mit Missgunst bedenken und unter sich selber zerstritten sind, ist hier nicht als ein menschliches Versagen hingestellt, sondern als eine unabdingbare Tatsache, die sich nur aus dem Status ergibt. Allen diesen Vertretern einer bestimmten Schicht fügt Ilg im leiblichen Vater des Knaben noch eine Variante hinzu. Er ist Künstler, hat aber seine Freiheit verkauft und sich als hochbezahlten Stoffentwerfer anstellen lassen. Er erringt sich mit seinem Geld die Zuneigung des Knaben, der sich von der oft niedergedrückten Mutter innerlich abzuwenden beginnt. Diese erkennt, dass sogar Kindesliebe keinen absoluten Wert darstellt, dass auch sie vom Geld gesteuert ist.

Auf ähnliche Weise wird ja dann auch der schöpferische Abenteurerdrang einem Probus vermiest, weil er sieht, dass er, der zunächst auswandert, auch im scheinbar wenig zivilisierten Argentinien nur für den Beutel eines einheimischen Aktionärs arbeitet.

Und auch der totale Einsatz, die Todesbereitschaft des Flugpioniers, ist letztlich von den Börsenherren abhängig. «Zieh Du nach welchem Erdteil Du magst», wird ihm entgegengehalten, «ich kaufe mir ein Schock Aktien der Bahn oder Bank, die Dir Land überlässt oder mache in Getreide und Gefrierfleisch, und so schuftest Du für meinen Beutel – ob Du willst oder nicht. Merk Dir's: nur unter der Erde bist Du heutzutage vor Jud und Christ sicher. Wir haben lange Arme, wir vom grünen Tisch[13].» «Selbst die Todesverachtung hatte ihren Preis und ihr im Nacken sass wiederum die Zahlungsfähigkeit[14]», heisst es etwas später.

Diese selbsterlebte Beurteilung einer in Abhängigkeiten festgefahrenen Welt, diese Sehweise nach ehemals gar nicht gängigen Kategorien, das Aufdecken versteckter ökonomischer Allgewalt, macht Paul Ilgs Romane, die er im Alter zwischen 27 und etwa 45 Jahren schuf, für den heutigen Leser erregend und beachtenswert, besonders für den Leser, der auch historisch gewordene Stile goutiert, wie eben den expressionistisch aufgerissenen Realismus eines Paul Ilg.

Vor zwanzig Jahren, am 15. Juni 1957, ist der Schriftsteller im Alter von 82 Jahren in Romanshorn gestorben, im leicht industrialisierten Handels- und Umschlagplatz, den er vom nahen Uttwiler Paradies aus fast täglich aufgesucht haben soll.

Beatrice von Matt

[1] Paul Ilg, Lebensdrang, Leipzig 1905, Der Landstörtzer, Leipzig 1909, Die Brüder Moor, Leipzig 1912, Das Menschlein Matthias, Stuttgart und Berlin 1913. – [2] Vgl. Mein Weg. Autobiographische Skizze, von Paul Ilg, in Das Literarische Echo, 17. Jg. 1914/15, und Kurzer Lebenslauf, in Paul Ilg, ein Thurgauer Dichter, hrg. von Franz Larese, Bischofszell 1943. – [3] Paul Ilg, Der starke Mann, Zürich 1917. Vgl. dazu Paul Ilg, Der Führer, Drama, Leipzig 1918. – [4] Vgl. z. B. Paul Ilg, Gedichte, Berlin 1907, oder Der Erde treu, Ausgewählte Gedichte, Zürich 1943. – [5] Paul Ilg, Probus, Zofingen 1922. – [6] Jakob Bührer, Paul Ilgs Roman Probus, NZZ Nr. 609/1 vom 9. Mai 1922. – [7] Dora Gerber, Studien zum Problem des Künstlers in der modernen deutschschweizerischen Literatur. Carl Spitteler, Walther Siegfried, Paul Ilg, Albert Steffen, in der Reihe: Sprache und Dichtung, Nr. 72, Bern 1948. – [8] Kurt Münzer, Paul Ilg, in Das Literarische Echo, 17. Jg. 1914/15. – [9] E. Korrodi, Schweizerische Literaturbriefe, Frauenfeld und Leipzig 1918. – [10] Meinrad Inglin, Paul Ilg, in Alpenrosen, Beil. d. Berner Intelligenzblatts, Jg. 1915. – [11] Lebensdrang, 2. Aufl. Leipzig 1912, S. 46. – [12] A. a. O. S. 67. – [13] A. a. O. S. 29. – [14] A. a. O. S. 134.